



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wagner, Rudolf: Brauchen wir die Ausländer in unsern Kolonien?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Brauchen wir die Ausländer in unsern Kolonien?

Von Rudolf Wagner in Berlin

**E**s hat eine Zeit gegeben, wo wir eine gelinde Gänsehaut bekamen über jeden Engländer, der sich in unsern Kolonien niederließ, über jede Erwerbsgesellschaft, die zum Teil mit englischem Gelde gegründet wurde. Diese Zeit — sie liegt nur wenige Jahre zurück — ist, Gott sei Dank! vorüber. Es ist uns inzwischen das Verständnis aufgedämmert, daß auch fremdes Geld rund ist, daß uns fremder Unternehmungsgeist vielfach erst auf den Wert unsrer Kolonien hingewiesen und dadurch auch bei uns anregend gewirkt hat. Selbstverständlich mußten wir verhindern, daß da und dort der Einfluß fremden (in diesem Fall englischen) Kapitals übermächtig wurde. Diese Gefahr besteht heute nicht mehr, wo das deutsche Kapital in immer größerem Umfange kolonialen Unternehmungen seine Aufmerksamkeit zuwendet und durch den Bau der Eisenbahnen auch eine gewisse Gewähr für lohnende Arbeit erhalten hat.

Zum Teil haben sich die Verhältnisse verschoben. Während man früher gewohnt war, die Kolonien lediglich als ein Feld für kapitalistische Unternehmungen zu betrachten, hat sich allmählich herausgestellt, daß in verschiedenen Gebieten der Schwerpunkt bei der Erschließung auf die Kleinsiedlung gelegt werden muß, und daß die ausländische Beteiligung auch von diesem Standpunkt zu betrachten ist.

In der Hauptsache gilt dieses für Südwestafrika, dann aber auch für Ostafrika und Samoa.

Auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Kolonien werde ich noch zurückkommen, zunächst sei der Einfluß des Ausländertums rein zahlenmäßig festgestellt. Nach der Bevölkerungsstatistik lebten im Jahre 1907 in unsern Kolonien insgesamt 11000 Weiße, und zwar 7700 Deutsche und 3300 Ausländer. Davon waren 1309 Engländer und Kolonialengländer, 440 Italiener und Griechen, 330 Österreicher und Ungarn, 230 Russen. Die übrigen verteilen sich in kleinerer Anzahl auf die andern Nationalitäten. Man beachte

den hohen Prozentsatz an Engländern, der, wie wir sehen werden, in der Hauptsache auf Südwesafrika entfällt.

Deutsch-Südwesafrika ist unser Ansiedlungsland par excellence, wo Weiße dauernd leben können. Da wir hoffen, daß Südwes ein bei rationeller Erschließung in kleinerem Maßstab ein zweites Deutschland über See, ein Jungbrunnen für unser unter der zunehmenden Industrialisierung leidendes Volkstum werden wird, so ist hier das Verhältnis zwischen Deutschtum und Ausländertum besonders wichtig.

Von den 1309 Engländern, die in unsern Kolonien leben, entfallen 970, also rund 75 Prozent auf Deutsch-Südwes. Dort machen sie rund 14 Prozent der gesamten weißen Bevölkerung aus, und auf fünf Deutsche (im ganzen 4900) kommt schon ein „Engländer“. Das Wort Engländer in Gänsefüßchen, denn in Wirklichkeit handelt es sich nur zu einem kleinen Teil um eigentliche Engländer, vielmehr vorwiegend um Buren. In der amtlichen Bevölkerungsstatistik sind die Weißen leider nicht nach der Sprache, sondern nur nach der Staatsangehörigkeit auseinandergehalten, und nur bei der Rubrik „ohne Staatsangehörigkeit“ ist in Klammern das Wort Buren beigefügt. Diese 240 Buren, die vor der Annektierung der Burenfreistaaten durch die Engländer in unsre Kolonie eingewandert sind, haben dadurch jede Staatsangehörigkeit verloren. Die Mehrzahl der Buren ist aber jetzt englische Staatsangehörige. Die Anschauung, daß es sich bei den aufgeführten „Engländern“ vorwiegend um Buren handelt, wird durch die Schulstatistik gestützt. In der Regierungsschule in Windhuk waren von 74 Schülern der Abstammung und Sprache nach 43 Deutsche, 25 Buren und nur 2 Engländer. Eine besonders deutliche Sprache sprechen die Zahlen des Hauptfarmdistrikts Grootfontein. Dort waren von zwanzig Schülern siebenzehn Burenkinder. Bei dem sprichwörtlichen Kinderreichtum der Buren fallen alle diese Zahlen besonders ins Gewicht. Wie sehr, zeigt die Tatsache, daß bei den Deutschen auf 600 verheiratete Frauen 805 Kinder kommen, bei den „Engländern“ auf 70 verheiratete Frauen 170 Kinder, bei den alteingewessenen Buren („ohne Staatsangehörigkeit“) auf 29 verheiratete Frauen gar 75 Kinder. Die Vermehrung ist also — so kann man ruhig als feststehend annehmen — bei den Buren doppelt so stark wie bei den Deutschen. Nun bedeuten Kinder für südwestafrikanische Verhältnisse nicht, wie teilweise bei uns, eine wirtschaftliche Belastung, sondern im Gegenteil eine Erleichterung, eine Verbilligung des Betriebs durch Erspareung von fremden Arbeitskräften, was namentlich in Anbetracht des jetzt herrschenden Mangels an eingeborenen Arbeitern sehr ins Gewicht fällt. Wenn auch der Bur erfahrungsgemäß dem Deutschen an Fleiß und Strebamkeit nicht entfernt gleichkommt, so bildet die Bureneinwanderung doch eine ernste Gefahr für das Deutschtum. Wenn wir sie nicht beschränken und uns den Burennachwuchs zu assimilieren suchen, so können wir uns an den Fingern ausrechnen, daß in wenig Generationen das burische Element vermöge seiner Vermehrungsfähigkeit

überhandnehmen und einen Pfahl im Fleisch der Kolonie bilden wird. Ich meine, man hat, seit die Burenbegeisterung verflogen ist, und die Dinge nüchterner betrachtet werden, die Buren als ein höchst unruhiges, schwer zu lenkendes Element kennen gelernt und sollte deshalb versuchen, die Kolonie nach Möglichkeit vor spätern innern Kämpfen und Hemmungen zu bewahren, die das Zusammenleben zweier verschiedenartiger Volkselemente mit sich bringen muß. Man soll nicht mehr sagen, daß die Buren unsre Lehrmeister sind. Und wenn sie es je waren, so sind sie von ihren Schülern längst überflügelt worden.

Wenn wir ernsthaft wollen, so bietet uns das Einwanderungsgesetz vom 15. Dezember 1905 mancherlei Handhaben, auch wäre der von manchen Seiten gemachte Vorschlag, das Erbrecht nach holländisch-afrikanischem Muster auszugestalten, sehr zu erwägen. Denn wenn die Ehegatten gehalten sind, nach dem Tode des einen Teils das Erbe der Nachkommen sicherzustellen, ehe sie eine neue Ehe eingehn, so würde dies die Expansionsfähigkeit des Burentums immerhin beschränken. Die Verpflichtung zur sofortigen Selbsthaftmachung und die Schulpflicht werden ein übriges tun. Eine besonders wichtige Aufgabe aber fällt der deutschen Frau zu. Nichts wird der Erhaltung und Förderung des deutschen Übergewichts dienlicher sein als die Unterstützung von Bestrebungen, die aus der Kolonie eine deutsche Familiensiedlung machen wollen. Wenn darauf hingearbeitet wird, daß sich unsre südwestafrikanischen Landsleute möglichst schnell nach ihrer Niederlassung eine Familie gründen können, und daß sich die deutsche Bevölkerung in gesunder Weise vermehrt, so wird dadurch dem ausländischen Einfluß am wirksamsten vorgebeugt. Es sei deshalb an dieser Stelle auf die Bestrebungen des vor einem Jahre gegründeten Deutschkolonialen Frauenbundes hingewiesen und dessen Wirken der Beachtung empfohlen.

Dem Burentum gegenüber treten jedenfalls jene Elemente, die der Aufstand nach den Hafenstädten gezogen hat, und die mit ihren unlautern Geschäften dem legitimen Handel vielerlei Schaden zugefügt haben, in den Hintergrund. Immerhin wird sich das Reinigungsgeschäft auch auf diese beziehen müssen, soweit sie nach beendetem Aufstand nicht von selbst verschwinden. Wir haben keinerlei Veranlassung, zuzusehen, wie sich mit Hilfe unsrer Eisenbahnen allerlei ausländisches Gesindel die Taschen füllt, während so und soviel solide deutsche Ansiedler nur notdürftig ihr Leben fristen.

Ganz andre Verhältnisse finden wir in Ostafrika. Zwar hat sich auch dort in neuerer Zeit eine Anzahl Buren niedergelassen, doch sind die Erfahrungen, die hier mit ihnen gemacht worden sind, so wenig erfreulich, daß ein weiterer Zugang kaum zu erwarten ist. Auch in Ostafrika hat sich wieder gezeigt, daß vom Buren bahnbrechende wirtschaftliche Arbeit kaum zu erwarten ist, daß sein Streben hauptsächlich darauf ausgeht, möglichst schnell und mühelos „Geld zu verdienen“. Fast überall, wo Buren zugezogen sind, wird darüber geklagt, daß sie im Lande umherziehen und das Wild abschießen, statt sich ordentlich an-

zufiedeln und aus dem ihnen zugewiesnen Land etwas zu machen. Von den paar Auslandsdeutschen, die sich im Merugebiet angesiedelt haben, namentlich Deutschrussen, will ich hier nicht reden, denn sie spielen weiter keine Rolle.

Desto mehr ist über die Inder zu sagen, denn sie stellen das Hauptkontingent des Ausländertums in Ostafrika. Es ist in der letzten Zeit viel Tinte für und wider sie vergossen worden. Leider wird vielfach übers Ziel hinausgeschossen, indem die einen sie in den Himmel heben, die andern sie am liebsten sofort mit Stein und Regel ausgewiesen sehen möchten. Sicherlich sind die Inder ein unliebfames Element im ostafrikanischen Wirtschaftskörper, das wird jedem Unbefangnen einleuchten, wenn er erfährt, daß die Tausende von diesen Fremdlingen, die in Ostafrika leben, den ganzen Zwischenhandel in Händen haben. Ein ganzer Erwerbszweig in Händen von fremden Staatsangehörigen, sicher ein ungesunder Zustand. Doppelt ungesund ist an der Sache, daß die Leute samt und sonders mittellos in Ostafrika ankommen, sie schwächern sich möglichst rasch in mehr oder minder saubrer Weise, bei der der betrügerische Bankerott eine besondere Rolle spielt, ein paar tausend Rupien zusammen und kehren dann wieder in ihre Heimat zurück. Das Geld, das sie sich errafft haben, geht unsrer Kolonie verloren. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß es auch unter den indischen Händlern eine Anzahl solider Leute gibt, aber die Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Die Inder denken gar nicht daran, sich ansässig zu machen, am deutlichsten geht dies daraus hervor, daß die Erwerbung von Grundbesitz sehr selten bei ihnen ist. Vor Jahren ist einmal versucht worden, eine Anzahl Inder anzusiedeln, aber bezeichnenderweise ist aus dieser Inderkolonie nichts geworden, weil sich die Leute, einmal im Lande, sehr rasch auf ihren eigentlichen Beruf besannen, das heißt Händler wurden. Daß auf diesem Gebiet etwas zu holen ist, beweist die wachsende indische Einwanderung. Vor zwanzig Jahren konnte man sie an den Fingern herzählen, und heute sind schon Tausende da, die Schätzung schwankt zwischen 6000 bis 10000. Es wäre sehr wünschenswert, daß die Regierung in ihrer Bevölkerungsstatistik auch einmal die Zahl der Inder wenigstens schätzungsweise feststellen wollte. Es wäre doch interessant, zu wissen, wie stark dieser so vielfach angefochtne Bevölkerungsbestandteil zurzeit ist.

Die Inder sind tatsächlich nirgends in der Kolonie beliebt. Ihre Stütze sind nur einige alteingesessene deutsche Großfirmen, die erklären, der Handel könne nicht ohne sie auskommen. Der Grund, warum sich jene Firmen so sehr an die Inder klammern, ist in den reichlichen Krediten zu suchen, die sie diesen gegeben haben. Nun fürchten sie, ihr Geld zu verlieren, wenn ihre Schuldner plötzlich schärfer angefaßt würden. Und die Verwaltung betet dies alles gewohnheitsmäßig nach. Es wird immer behauptet, die Inder seien unerseßlich, der Europäer könne nicht mit ihnen konkurrieren. Dies ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Von heute auf morgen kann sich der Wechsel nicht vollziehen. Aber man könnte es doch wenigstens einmal versuchen. Wenn in den Küsten-

plätzen und den Stationen im Innern grundsätzlich alle Lieferungen für die Behörden an deutsche Kaufleute vergeben würden, so wäre der Grundstock für eine Reihe deutscher Geschäfte gegeben. Jede Station im Innern zum Beispiel gibt 30000 bis 80000 Mark jährlich für ihre Bedürfnisse aus, die größtenteils die Inder schlucken. Ein Umsatz in dieser Höhe genügt auch, um einen deutschen Händler über Wasser zu halten. Den Handel mit den Eingebornen würde er bald lernen, denn diese würden bald merken, daß der Weiße reeller ist, und würden von selbst zu ihm kommen. Niemand wird mehr ernsthaft bestreiten wollen, daß die Eingebornen von der Mehrzahl der Inder in unerhörter Weise bewuchert werden, und eine Eingebornenpolitik, die es mit der Hebung der Eingebornen ernst meint, wird ernstlich daran arbeiten müssen, daß diese Mißstände mit der Zeit verschwinden.

Kein vernünftiger Mensch wird verlangen, daß die Inder aus dem Lande gejagt werden. Was man aber verlangen kann, ist, daß an sie dieselben Anforderungen handelsrechtlicher Natur, eine geordnete Buchführung usw., gestellt werden wie an jeden deutschen Kaufmann. Bei den zahlreichen indischen Bankerotten ist selten etwas zu machen, weil das Fehlen einer Verpflichtung zur Buchführung dem Betrug Tür und Tor öffnet. Wenn den Indern durch strenge Vorschriften auf die Finger gesehen und außerdem die Eingebornen durch Einrichtung möglichst zahlreicher Märkte vor Übervorteilung geschützt werden, so wird sich bald zeigen, daß auch deutsche Händler es sehr wohl mit den Indern aufnehmen können. Der eigentliche Tauschhandel im Innern ist sowieso nicht in Händen der Inder, sondern wird durch Araber und Küstenneger ausgeübt. An die Stelle der Inder können also sehr wohl teils Deutsche, teils intelligente Neger treten. Darauf in geeigneter Weise hinzuwirken, ist unsers Erachtens Pflicht der Regierung.

Die Furcht vor Repressalien von seiten Englands ist ganz unberechtigt, denn es verlangt vorläufig niemand Ausnahmegesetze, sondern nur gleiches Recht für alle. Dazu gehört unter anderm auch, daß der fremde Einwanderer bei seiner Ankunft ebenso eine Kaution für eine etwa notwendig werdende Rückbeförderung zu hinterlegen hat wie jeder deutsche Einwanderer, der nicht in der ersten oder zweiten Schiffsklasse ankommt. Daß aber die indische Einwanderung sogar gefährlich werden und den Schrei nach Ausnahmegesetzen berechtigt erscheinen lassen kann, beweist das in den Grenzboten von W. Paschen geschilderte Beispiel der englischen Kolonie Natal. In diesem Sinne muß auch von der Heranziehung chinesischer Arbeitskräfte da abgeraten werden, wo es überhaupt einen andern Ausweg gibt. In Samoa wird es ja leider ohne die Chinesen nicht gehn, dagegen braucht man in Ostafrika zu diesem letzten Mittel wirklich nicht zu greifen, sondern sollte lieber die Neger in ihrem eignen wohlverstandnen Interesse mit sanftem Zwang zur Arbeit heranziehen, ehe man ihnen eine überlegne Konkurrenz ins Land holt, die sie später schwer empfinden. Wenn es aber ohne fremde Arbeiter nicht geht, so soll man sie unter keinen Umständen an-

fällig werden lassen, sondern die nötigen Quartiere schaffen, daß man sie gegebenenfalls zu rechter Zeit wieder los wird.

Wie gesagt, Ausnahmegeetze sollen für Ausländer, die sich in unsern Kolonien ansiedeln wollen, vorläufig nicht gefordert werden. Trotzdem halte ich es für nützlich, das von den Franzosen in ihren Kolonien geübte Verfahren zu erwähnen. In den französischen Kolonien haben Fremde eine Aufenthaltssteuer und eine besondere Gewerbesteuer zu zahlen. Die Franzosen stehen aber auf dem Standpunkt, daß ihre Kolonien dazu da sind, vor allem der französischen Nation Elbogensfreiheit zu gewährleisten. Ähnlich liegen ja die Verhältnisse in den holländischen Kolonien. Nur die Engländer sind liberal, vielleicht mit guten Gründen, denn sie haben ein Interesse daran, ihrem indischen Überschuss fremde Türen offen zu halten, und trotzdem sträuben sich jetzt schon verschiedene englische Kolonien, zum Beispiel Australien und Südafrika, gegen die asiatische Invasion.

Alles in allem meine ich, man sollte Ausländern, die einige Gewähr für Solidität bieten und entsprechende Mittel aufweisen können, nichts in den Weg legen, wenn sie sich in unsern Kolonien niederlassen wollen, aber man sollte sie auch nicht unterstützen. Wir haben alle Veranlassung, uns die Möglichkeit offen zu lassen, daß unser Bevölkerungsüberschuß mit der Zeit in unsern eignen Kolonien statt auf fremdem Boden eine Heimat findet. Blühende deutsche Siedlungen in aller Herren Ländern beweisen, daß sich der Deutsche in den schwierigsten Lagen zurechtfindet, warum sollte er nicht in unsern Kolonien leisten können, was Fremde vermögen? Doch davon wollen wir ein andermal reden. Jedenfalls brauchen wir die Ausländer nicht.



## Amerika und die Dauerhaftigkeit seiner politischen Verhältnisse

2



Imperialismus und Expansion sind Schlagwörter, entsprungen aus dem Verlangen nach Märkten, auf denen die nordamerikanische Industrie eine Art Monopol genießt, die also gegen die Einfuhr aus Europa abgesperrt werden müssen. Die Vereinigten Staaten sind mit hohen Schutzzollwällen umgeben. Seitdem sich die amerikanische Industrie so stark entwickelt hat, ist ihr eigenes Gebiet kein genügendes Absatzgebiet mehr. Auf dem Weltmarkt ist die amerikanische Industrie nur bedingt konkurrenzfähig; nur wenn es sich um Spezialitäten handelt (wie zum Beispiel landwirtschaftliche Maschinen und Gerätschaften), und wenn sie auf